

Detlef Garz

„Ihre Stellung hier ist aussichtslos ...“

Heinz Lichtenstein stößt auf den Heidelberger Geist

Der nachfolgende Ausschnitt¹ stammt aus einem Manuskript, das der in die USA emigrierte Mediziner Heinz Lichtenstein (1904–1990) unter dem Pseudonym Martin Andermann für das 1939 initiierte wissenschaftliche Preisausschreiben der Harvard Universität „Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933“ eingereicht hat². Dabei steht der Vorname Martin für seine Verehrung des Philosophen Martin Heidegger, bei dem er neben dem Brotstudium der Medizin mit großer Leidenschaft Philosophie gehört hatte, und der sprechende Name Andermann verbirgt seine wahre Identität und weist gleichermaßen auf sie hin.

Heinz Lichtenstein wurde 1904 in eine wohlhabende bildungsbürgerliche jüdische Familie als jüngstes von vier Geschwistern in Königsberg geboren. Sein Vater war (ein bekannter) Anwalt und Politiker, seine Mutter eine (ehemalige) Lehrerin. Kant, Schiller und Goethe gehörten zu den philosophisch-literarischen „Hausgeistern und -göttern“ väterlicherseits, und durch seine Mutter wurde das Musikalische in Gestalt von Beethoven, Mozart und Schubert eingebracht.

Sein Studium führte ihn zunächst nach Freiburg und dann – Heidegger folgend – nach Marburg. In Heidelberg trat er im Mai 1929 eine Assistentenstelle an³, und am 25. Juli 1930 wurde er ebendort zum Doktor der Medizin promoviert.

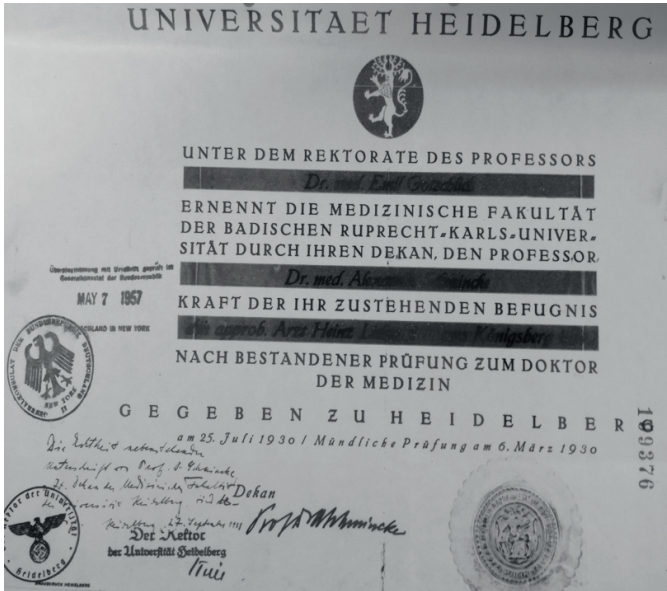


Heinz Lichtenstein in den 1920er-Jahren mit Vater und Bruder (Foto: Ursula Mandelstam)

Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933

[...] Im Mai 1929 trat ich als Assistent meine Stellung an der Heidelberger Medizinischen Universitätsklinik an, wo ich bald Gelegenheit fand, meine Ideen betreffs Deutschlands einer Prüfung zu unterziehen.

Die Medizinische Universitätsklinik Heidelberg, deren Leiter damals Geheimrat von Krehl war, galt als eine jüdenfeindliche Klinik. Durch Vermittlung von Krehls Schwiegersohn, der Professor in Marburg war und mich kannte, war ich dort angekommen. Freilich war ich dort nur Volontär-Assistent, d.h. ich bezog kein Gehalt,



Promotionsurkunde
Heinz Lichtensteins
(Quelle: Wieder-
gutmachungsunter-
lagen Saarb. AZ
199376)

und hatte nicht den Rang eines sog. Voll-Assistenten. Es hieß, dass Krehl keine jüdischen Voll-Assistenten duldete. Es war außer mir noch ein Jude Volontärassistent an dieser Klinik, sonst waren alle Assistenten Nichtjuden. Ein großer Teil der Assistenten waren ehemalige Verbindungsstudenten, aber nicht alle. Einige hatten adlige Namen, kurz, es war eine ‚feudale‘ Klinik, und man tat sich dort nicht wenig zugute darauf. Die Klinik betrachtete sich in jeder Hinsicht als eine Elite-Anstalt. Mehrere Assistenten waren Söhne oder Neffen namhafter deutscher Ärzte, sodass es eine ganze Anzahl berühmter Namen an der Klinik gab. Ich wurde zunächst freundlich aufgenommen, und fand unter den jüngeren Ärzten leicht Anschluss. Krehl selbst war stets freundlich zu mir, man sagte, dass er mich gut leiden mochte. Krehl war eine sehr umstrittene Persönlichkeit. Seine Feinde behaupteten, er wäre bigott und verlogen, und dieses Urteil bezog sich besonders auf seine sehr betonte Kirchlichkeit, die man bei einem Naturwissenschaftler und Arzt a priori für etwas Unaufrichtiges hielt. Politisch galt er vielen als ein Erzreaktionär, zum mindesten war er innerhalb der medizinischen Fakultät Heidelbergs der Führer eines rechten Flügels, ein Faktor, der bei der Berufung eines neuen Professors an die Heidelberger Fakultät wesentlich mitberücksichtigt wurde. Es war ganz bekannt, dass es in der ganzen Fakultät nur ein oder zwei republikanisch gesonnene Professoren gab, die von den Rechtsdenkenden, die sich selbst immer gerne als die Rechtsdenkenden ausgaben, wie anrüchiges Gesindel behandelt wurden. Das hat mir einer dieser Professoren in späteren Jahren selbst erzählt. Ich glaube, dass Krehl in vieler Hinsicht anständiger war als seine Feinde wahr haben wollten. Er liebte nicht die Juden, und machte kein Hehl daraus. Gerade bei ihm mag aber sein persönliches Schicksal an der antisemitischen Haltung wesentlich mitgespielt haben. Seine erste Frau war nämlich Jüdin gewesen, und man sagte, dass er es nie

verwunden habe, dass sie ihm mit seinem Freunde, der ebenfalls Jude gewesen war, durchgegangen war. Wie dem auch sei, es war ein großer Unterschied zwischen Krehls Antisemitismus und dem seiner nationalsozialistischen Assistenten. Als ich in die Klinik eintrat, kam ich mitten in eine Debatte, die unter der Assistenz heftig wogte. Zwei Assistenten waren fanatische Nationalsozialisten und suchten mit allen Mitteln für ihre Ideen Propaganda zu machen. Die meisten Assistenten waren lau, einige mehr, die anderen weniger sympathisierend. Die beiden Nazis waren ihnen in mancher Hinsicht zu radikal, doch wohl allen im Grunde nicht unsympathisch. Krehl ging es wohl ähnlich. Er billigte die nationale Gesinnung, und zu einem großen Teil auch den Antisemitismus. Die Radikalität dieses Antisemitismus, der keinen Unterschied der Person gelten ließ, war Krehl zuwider. Er liebte es, einzelne Juden hier und da zu protegieren, um damit zu demonstrieren, dass er kein Antisemit sei. Im Sinne des Nationalsozialismus war er es auch wirklich nicht. Ich besinne mich deutlich eines Vorfalles, der sich während einer Visite abspielte. Damals beschäftigte der Fall eines Berliner Professors der Pathologie weite Kreise. Dieser Mann, übrigens selbst jüdischer Abstammung, hatte die Geschmacklosigkeit begangen, bei einer pathologisch-anatomischen Demonstration ein Herzpräparat zu zeigen und dabei zu bemerken: „Ich zeige ihnen nunmehr die Organe des berüchtigten ostjüdischen Schiebers und Hochstaplers K. Wie Sie sehen, war K., wie die meisten Ostjuden, durch und durch syphilitisch verseucht“. Diese Bemerkungen des Professors hatten seine Entlassung aus dem Staatsdienste zur Folge gehabt, und der Fall wurde in medizinischen Kreisen lebhaft diskutiert. Während der Krankenvsited kam die Rede auf des Berliner Professors Maßregelung, die die meisten Assistenten zu abschätzigen Bemerkungen über die republikanische Regierung, die durch solchen Akt den Hochstapler K. gleichsam schütze, zum Anlass nahmen. Der alte Krehl bekam einen Wutausbruch, als er diese Reden hörte. ‚Meine Herren‘, sagte er, ‚ich bin dafür bekannt, nicht besonders judenfreundlich zu sein. Das hat aber nichts mit diesem Falle zu tun. Hier handelt es sich um die Frage des Bruches des ärztlichen Geheimnis, und, vor allem, um gewisse Grenzen, die jedem Menschen durch seinen Anstand gezogen sind. Einen Toten, der sich nicht wehren kann, zu schmähen, ist gegen jede menschliche und erst recht gegen jede ärztliche Anständigkeit. Ich bin gewiss kein Freund des verstorbenen Hochstaplers K., aber das spielt hier keine Rolle. Professor L. musste gehen, er konnte nach diesem Vorfall nicht länger im Amte bleiben‘. Krehl war sichtlich erregt, zumal er fühlte, dass seine Assistenten größtenteils anders dachten. Für eine Anzahl unter ihnen gab es gegenüber Juden keine Verpflichtungen des Anstandes und der Moral, und darum fanden sie Krehls Haltung altmodisch und sentimental. Krehl konnte diese Kluft nie überbrücken. Einem meiner Kollegen, mit dem er viel sprach, erklärte er ganz deutlich, er könne nicht umhin anzuerkennen, dass es viele bedeutende Juden in der Medizin und Wissenschaft gegeben habe, die er verehrt und hochgeschätzt habe. Er förderte trotzdem den Nationalsozialismus als eine in seinen Augen patriotische Bewegung. Als es dann zu spät war – so erzählte mir Jahre später ein Kollege – soll es ihm tief ans Herz gegriffen haben, was geschah.

Mein Bekannter, der damals noch in Heidelberg war, berichtete, dass Krehl zu vielen jüdischen Leuten, die er kannte, hingegangen sei, sich entschuldigend für eine Entwicklung, für die er sich mit verantwortlich fühlte, die er aber so nicht gewollt habe. Derselbe Bekannte behauptete, dass die Aufregungen des Jahres 33 mit zu seinem Tod beigetragen hätten. Ich halte das alles für möglich, es bestätigt den Eindruck, den ich damals von Krehl empfang: den eines erkonservativen, aber eben auch in seinen Moralbegriffen konservativen Mannes, dem im Grunde nichts so fremd war, wie jene neue Auffassung von Gut und Böse, die der Nationalsozialismus predigte. Ich war damals noch ganz erfüllt von jener etwas weltfernen Atmosphäre der Heideggerjahre, wenn auch nicht ganz so apolitisch, wie die meisten Heideggerschüler. In Heidelberg platzte ich zum ersten Male hinein in eine ganz mit Politik geladene Situation. In Marburg behaupteten Philosophen und Theologen das Feld. In Heidelberg war das ganz anders. Zwar, auch hier gab es ‚Existenzphilosophie‘, vertreten durch Karl Jaspers, aber eine mindestens ebenso große Rolle an der Universität spielten die Soziologen, die recht politisch und teilweise stark links eingestellt waren. Die Studentenschaft spiegelte diese Verhältnisse wieder, es gab einen soziologischen Kreis, der links und sehr politisch war, es gab die Philosophen, die versuchten, unpolitisch zu sein, und die Mediziner, die, wenn sie etwas waren, rechts oder nationalsozialistisch waren. Ihr Hauptwortführer war einer der krehlschen Assistenten, Doktor K., der ein unbedingter Nationalsozialist war und dank seiner Glaubensleidenschaft und dank dem Fehlen irgendeines adäquaten Gegenspielers starken Einfluss auf viele junge Mediziner ausübte. Ich war eine Zeit lang nahe daran, sein Gegenspieler zu werden, und da er das wusste, arbeitete er mit allen Mitteln daran, mich aus Heidelberg, zum mindesten aus der krehlschen Klinik zu entfernen. Schließlich hatte er Erfolg, doch es dauerte etwa 18 Monate, bis es so weit war, und in der Zwischenzeit gab es Zeit zu vielen Diskussionen und Debatten, denen ich unendlich viel verdanke. Es war meine erste wirkliche Begegnung mit einem nationalsozialistischen ‚Kämpfer‘, und an dieser Begegnung ist mir so vieles klar geworden, dass ich Herrn Dr. K. wirklich Dank schulde. Seit jenen Jahren 1929/30 war ich ‚im Bilde‘, ich hatte einen Blick tun dürfen in jene Bewegung, die Deutschlands Zukunft bedeuten sollte, und ich darf eins versichern: ich unterschätzte sie seit damals nicht mehr. Herr Dr. K. ließ sich mit mir auf Diskussionen ein, ich weiß nicht, ob er es aus Gefälligkeit mir gegenüber tat, oder um den andern Kollegen, die fühlten, dass ich ihm zum mindesten in der Diskussion nicht unterlegen war, zu zeigen, dass er mit mir fertig werden könne. Ich glaube, dass er trotz seines Vorgehens gegen mich keinen persönlichen Hass gegen mich gehegt hat, was seiner Gesamthaltung gut entsprochen hätte. Denn Dr. K.s Antisemitismus war nicht eine persönliche Abneigung gegen jüdische Individuen, sondern hatte, sozusagen, metaphysisches Format. Er bekämpfte nicht die – einzelnen – Juden, sondern das, was er ‚den Juden‘ nannte. ‚Der Jude‘ war für ihn genau das, was für einen mittelalterlichen Christen ‚der Satan‘ war, und tatsächlich sagte er mir einmal am Ende eines langen Gespräches, und übrigens mit tiefstem Ernst: ‚Für mich sind sie die Inkarnation des Satans‘. Dieser Ausdruck ‚Inkarnation des Satans‘ ist ein Lieblingswort der Nazis, es soll, glaube ich, von Luther stammen. Als

Dr. K. es auf mich anwandte, hat er mir kurz vorher versichert, dass er mich, wenn er das Prinzipielle außer Acht ließe, und nur vom persönlichen Gefühl aus urteile, nicht unangenehm finde, ja sogar ganz gern haben könne. Das habe aber gar nichts mit der Grundfrage zu tun, und wenn es die Stunde gebiete, würde er sich nicht scheuen, jeden Gegner zu töten, – „auch Sie“, setzte er ausdrücklich hinzu, und versicherte mir, dass es ihm womöglich ‚persönlich leid tun könne‘, aber notwendig sei. Dass jene Gespräche mich aufwühlten, brauche ich nicht zu versichern, denn der Mann, mit dem ich sprach, war todernst, fanatisch vielleicht, aber in seiner Art anständig, wenn man unter Anstand den Einsatz und die Opferbereitschaft für eine Idee versteht. Dr. K. hat später bewiesen, dass er auch imstande war, sein allerpersönlichstes Glück für seine Idee zu opfern. Das war viel später, als ich nicht mehr in Heidelberg war, doch da es authentisch ist, mag es hier zur Kennzeichnung des Mannes erwähnt sein. Dr. K. liebte ein Mädchen, verlobte sich mit ihr, und war ihr offenbar tief zugetan. Er war anscheinend glücklicher, als er je gewesen war, denn so, wie ich ihn kannte, war er keine heitere Natur. Kurz vor der Hochzeit erfuhr er, dass der Vater des Mädchens, der von der Mutter geschieden war, Jude sei. Er löste die Verlobung auf, zog also die bittere Konsequenz seiner Idee, und opferte damit gewiss einen großen Teil persönlichen Lebensglückes. Ich erwähne dies nur, um zu zeigen, dass es diesem Manne heiliger Ernst war, mit dem was er sagte, und ich habe auch nie daran gezweifelt, dass er mich getötet haben würde, wenn wir als Feinde einander begegnet wären. Dr. K. war ein guter Arzt, und ich kann immer wieder nur sagen, dass ich allen Grund hatte, diesen Mann und seine Überzeugungen ernst zu nehmen. Kein Wunder also, dass es mich mächtig anzog, dahinter zu kommen, wie Dr. K. zu diesen mir so feindlichen Überzeugungen gelangt war. Wenn Dr. K. sagte, ich als Jude, sei die Inkarnation des Satans, so konnte man das zunächst für eine bildhafte Ausdrucksweise halten. Aber es war mehr als das. Dr. K. glaubte an ‚den Satan‘, wie er an Gott glaubte. Dr. K. war religiös, auf eine ganz und gar unmoderne Art religiös. Darum glaubte er an den Satan. Es ist bei modernen Gläubigen eine sonderbare Inkonsistenz, dass sie meist bekennen, an einen persönlichen Gott zu glauben, den urchristlichen Glauben an den Satan aber lächelnd als Aberglauben abtun. Dr. K.s Christentum war daran urtümlich und konsequent. Für ihn war ‚das Böse‘ eine Macht in dieser Welt, die genauso real war wie Gott. Mit dem Bösen konnte man nicht paktieren, man musste es bekämpfen, wo man es traf, es war der Todfeind. Dr. K. – und die meisten echten Nationalsozialisten, die ich kennengelernt habe – war überzeugt, dass das Böse in dieser Welt sich in der Gestalt des Juden verkörpere, und er bekämpfte daher auch nicht einen Herrn Cohn oder Levy, sondern Satan selbst, der sich in der Gestalt der Cohns und Levys verkörperte. Dr. K. hatte noch andere Ausdrucksweisen für das von ihm bekämpfte Prinzip. Er kämpfte gegen den Rationalismus, und, als Träger des Rationalismus diesmal nicht nur den Juden, sondern auch den ‚westlerischen Geist‘. ‚Westlerisch‘ war eins seiner Lieblingsworte. Westlerisch war im Grunde westeuropäisch, es war der Geist des Liberalismus, der Aufklärung, des Rationalismus, letzten Endes wohl das, was die Franzosen mit Stolz *esprit cartésien* nennen. ‚Jüdisch‘ und ‚westlerisch‘, ebenso ‚liberalistisch‘, war alles vom

Übel, gehörte alles zum bösen Prinzip. Was dagegen gesetzt wurde, war ‚deutsch‘, ‚bluthaft‘, ‚lebens-nahe‘, doch hatte er für die positiven Ziele keine so deutlichen Ausdrücke, wie für das, was er bekämpfte. Für dieses hatte er noch einen gern gebrauchten Ausdruck, nämlich ‚zersetzende Kräfte‘, oder ‚zersetzender Geist‘. Jüdisch war gleich liberalistisch und gleich zersetzend, und was zersetzt worden war, war das ‚Organische‘, und der Nationalsozialismus war letzten Endes nichts als eine Bewegung zur Wiederherstellung des ‚Organischen‘. Organisch solle der nationalsozialistische Staat werden, organisch war in seinen Worten gleichbedeutend mit ‚gut‘, es war der Ausdruck einer neuen Wertordnung, eben der Ordnung ‚organischer‘ Werte, zu denen auch die Rangordnung der Rassen gehörte. Dr. K. war in den Diskussionen mit mir in einer schwierigen Position. Denn ich entsprach nicht dem, was er sich als Gegner vorzustellen pflegte. Sein typischer Gegner, auf den alle seine Argumente zielten, war einer, der an die Vorherrschaft der Vernunft über das Leben glaubte, der an den Fortschritt glaubte, der an die liberalistischen Ideen des 18. Jahrhunderts glaubte. Seine Argumente sollten stets zeigen, dass diese Haltung wesentliche Grundkräfte, elementare Mächte im Dasein, vollständig übersehen habe, und dass sie daher völlig oberflächlich und überlebt seien. Nun konnte er bei mir mit diesen Argumenten nicht verfangen, denn in seinem Sinne war ich kein ‚Liberaler‘. Als Heideggerschüler war ich kritisch geworden gegen die rationalisierende Begrifflichkeit des naturwissenschaftlichen Zeitalters, wusste darum, dass es nicht anginge, vom ‚Fortschritt‘ als von einer ‚Tatsache‘ zu sprechen. Ich gab daher Dr. K. die meisten seiner kritischen Bemerkungen zu, doch ich zeigte ihm, dass man von seinen Voraussetzungen auch zu ganz anderen Konsequenzen gelangen konnte. Vor allem griff ich seine Gleichsetzung ‚Organisch‘ gleich ‚Gut‘ an, die im Grunde eine Verabsolutierung des Biologischen sei, wozu es keinen stichhaltigen Grund gebe. Ich versuchte ihm zu zeigen, dass er sich die Dinge im Grunde sehr einfach mache, indem er das Problem des Nihilismus, in das Europa aufgrund einer bestimmten Konsequenz seiner Geistesgeschichte hineingeraten sei, in primitivster Weise personifiziere. Dass er nämlich einfach anstelle Nihilismus ‚den Satan‘, oder, in seiner Sprache ‚den Juden‘ setzte. Dass er die Dinge so darstelle, als ob ein völlig gesunder Organismus mit einmal durch böse Miasmen ‚zersetzt‘ worden wäre, und dass, wenn man nur diese gefährlichen zersetzenden Keime töte, die ‚organische Ordnung der Dinge‘ sofort wiederhergestellt sei. Ich wandte ihm ein, dass er im Grunde die wirkliche, echte Auseinandersetzung mit dem Problem des Nihilismus, so wie sie Heidegger etwa aufgenommen habe, einfach fliehe, indem er glaube, man könne mit der Ausrottung des jüdischen, des westlerischen Geistes, ja, der Zurückdrängung der Vernunft überhaupt, die quälenden Fragen und Probleme, die Europa aufzunehmen habe, wenn es nicht um seinen geschichtlichen Sinne gebracht werden wolle, einfach zum Schweigen bringen. Im Übrigen habe er kein Recht, den Juden so ohne weiteres mit dem Satan zu identifizieren. Denn im Grunde sei er, Dr. K., im christlichen Sinne einer, der recht eigentlich den Satan anbete. Denn es sei unchristlich, das Organische, das Blut, oder, wie man auch sagen könne, das Fleisch als das Göttliche zu verherrlichen, und die Vernunft, den Geist als zersetzend zu verdammen. Das sei eine Umkehrung des Verhältnis-

ses Gott-Satan, im Grunde sei er es und seine nationalsozialistischen Freunde, die Satan zu Gott gemacht hatten. Dr. K. hatte mit mir einen schweren Stand. Ich vermochte zwar ihn nicht zu überzeugen, aber auf manche der schwankenden, jüngeren Kollegen machten meine Argumente Eindruck. Dr. K. fand daher, dass ich zu weichen hätte. Er protestierte – im Namen der ‚Assistentenschaft‘ – beim alten Krehl dagegen, dass ich unter die Voll-Assistenten aufgenommen werden sollte. Krehl plante nämlich dergleichen, und Dr. K. und seine Anhänger wollten dies auf jeden Fall verhindern. Ich merkte das bald und sah die Aussichtslosigkeit dieses Kampfes ein. Krehl hatte nur noch ein halbes Jahr bis zu seiner Pensionierung. Ich hätte mich also niemals – im besten Falle – länger halten können, als Krehl im Amte war. Ich begann, Mitte 1930 mich um andere Stellen zu bewerben. Mitte August stand ich in Verhandlungen mit einer Berliner Klinik. Damals traf ich eines Tages Dr. K. Er sprach mich an mit den Worten: „Wann gedenken Sie, Heidelberg zu verlassen?“ Da niemand von meinen Verhandlungen mit Berlin, ja überhaupt von meinen Absichten, von Heidelberg fortzugehen, etwas wusste, war diese Frage eine Art Ultimatum. Ich erwiderte, dass ich in der Tat fortzugehen gedachte, wahrscheinlich zum Oktober. Das beruhigte ihn sichtlich, und er fuhr fort: „Ihre Stellung hier ist aussichtslos, Sie werden nie zum Voll-Assistenten ernannt werden, die gesamte Assistentenschaft würde protestieren“. Das war zwar übertrieben, denn nur er und seine Anhänger hätten protestiert, aber ich hatte nicht die Absicht zu kämpfen. Ich hatte das Gefühl, dass ich gegen diesen elementaren Hass nicht aufkommen könnte, dass dieser Typ Mensch in einer Weise reagierte, die der meinen grundsätzlich entgegengesetzt war. Einer musste weichen, und da er der aggressivere war, fühlte ich, dass ich weichen musste.

Ich habe oben meine Unterhaltungen mit Dr. K. ungefähr so wiedergegeben, wie sie sich abgespielt haben, nur dass ich die Quintessenz vieler Diskussionen zusammengefasst habe. Ich habe aber nichts nachträglich hinzugefügt, denn diese Unterhaltungen waren für mich so bedeutsam, dass ich bald anfang, sie für mich schriftlich zu fixieren. Ich habe mehrere solcher Entwürfe behalten, wenn auch nicht alle. Die Formulierungen, die ich oben gebrauchte, sind aus jenen Jahren, und zum Teil wörtlich meinen Aufzeichnungen entnommen. Dr. K. war für mich ein entscheidendes Erlebnis. Ich fühlte immer wieder, dass zwischen uns irgendwo eine Verwandtschaft bestand: wir hatten beide das durchgemacht, was ich die nihilistische Existenzkrise genannt habe. Aber während sich mir diese Krise als eine europäische Tragödie, als die Tragödie des europäischen Geistes darstellte, die man durchleben müsse, die man auf sich zu nehmen habe und über die man hinauszuwachsen habe, kurz, während ich in dieser Krise das sah, was Heidegger, Plato zitierend, die *gigantomachia peri tes ousias* [die gigantische Schlacht um das Sein] nannte, sah dieser Mensch und alle, die ihm ähnlich waren, in der Krise nicht einen Gigantenkampf um das Sein, sondern einen Gigantenkampf zweier Prinzipien darin, die er zusammenfasste mit den typisierenden Schlagworten ‚Jude‘ und ‚Deutsch‘, oder, wie es später hieß ‚Arisch‘. Für ihn, wie für Hitler, war es ausgemacht, dass, indem ich den Juden vernichte, vollende ich das Werk des Herrn‘ (Hitler in ‚Mein Kampf‘). Doktor K. war eine aggressive Natur. Ich habe mich spä-

ter oft gefragt, ob diese Personifizierung einer geistesgeschichtlichen Situation die einzige Möglichkeit für aggressive, nicht zur Kontemplation neigende Naturen sein mag, um sich vor der nihilistischen Verzweiflung zu retten. Das Nichts ist nämlich nicht fassbar, daher auch nicht angreifbar. Es ist vielleicht für gewisse Naturen eine Erlösung, sich das Nichts als personifiziert zu denken. Damit hört es dann auf, Nichts zu sein, wird konkreter Feind, das Böse, der Jude, oder was immer. Die Hauptsache ist, man kann es nunmehr angreifen, eventuell vernichten und sich auf diese Weise von der nihilistischen Verzweiflung und der in ihr aufbrechenden Angst befreien. Über alle diese Fragen dachte ich nach, als ich von Oktober 1930 ab, in Berlin saß und versuchte, mir über das Erlebnis mit Dr. K., das mich nicht mehr losließ, immer mehr und mehr klar zu werden.

Als ich im Oktober 1930 nach Berlin kam, war die nationalsozialistische Partei gerade mit über 100 Abgeordneten in den Reichstag eingezogen. Für die meisten liberalen oder linksgerichteten Bürger war dies der erste große Schock, und, wie so oft bei unangenehmen Ereignissen, bemühte man sich, die Bedeutung dieses Wahlsieges zu verkleinern. In Heidelberg hatte ich in einer Atmosphäre ungeheurer geistiger Spannungen gelebt. Heidelberg war eine Art Experimentierstation deutscher Geistigkeit. Alle Gegensätze und Entwicklungen, die vielleicht im großen gesehen noch gar nicht deutlich waren, waren in Heidelberg in nuce vorhanden, hatten ihre Vertreter, und man diskutierte heftig, leidenschaftlich, in den Cafés und in der Gesellschaft, alles platzte mit höchster Wucht aufeinander, und rückschauend möchte ich sagen, man war 1930 in Heidelberg ungefähr bei jenem Spannungsgrade angelangt, der im übrigen Deutschland erst drei Jahre später erreicht wurde. Von hier aus kam ich nach Berlin, wo die Atmosphäre völlig verschieden war. Die Berliner Atmosphäre war viel nüchterner, praktischer, alltäglicher. In Heidelberg nahm jede Frage weltanschaulichen, metaphysischen Charakter an. In Berlin, der großen Arbeiter- und Beamtenstadt, war man der Erde weit näher, man versuchte vor allem, konkrete Probleme anzugehen, Probleme der Arbeitslosenfürsorge, der Krankenkassen, der Jugendfürsorge, und tausend andere unmittelbare Fragen der Organisation. [...]

Nach dem erzwungenen Ende seiner Anstellung in Heidelberg konnte Heinz Lichtenstein auch die im Oktober 1930 begonnene Tätigkeit am Städtischen Hufeland-Krankenhaus in Berlin aufgrund der Repressalien nur bis Ende 1933 ausüben. Die 1934 nach Königsberg verlegte Praxis lebte dort ebenfalls nicht mehr auf, sodass Heinz Lichtenstein sich schon bald für eine Beschäftigung im Ausland, aufgrund von persönlichen Kontakten: vor allem in der Schweiz, interessierte, wo er schließlich – auf gering qualifizierten Stellen – von April 1937 bis November 1938 tätig war. – Es sei angemerkt, dass er bereits 1935 einen vielbeachteten Aufsatz zur „Zur Phänomenologie des Wiederholungszwanges und des Todestriebes“ in der von Sigmund Freud herausgegebenen Zeitschrift „Imago“ publiziert hatte. Im Oktober 1938 konnte er zusammen mit seiner Frau Ursula, einer Krankenschwester, die er im Mai 1933 in Berlin geheiratet hatte, in die USA emigrieren.

Da sein deutsches Arztdiplom nicht anerkannt wurde, musste er „noch einmal studieren“, um das US-Staatsexamen zu erwerben. Erst daran anschließend konnte er

Anfang 1940 eine Praxis in Buffalo, im Bundesstaat New York, eröffnen. Kurz darauf begann er eine Ausbildung als Psychoanalytiker, die er 1948 abschloss. Er praktizierte bis ins hohe Alter. Wiederum fast zeitgleich wurde ihm eine Stelle, zunächst als Lehrbeauftragter, später als Dozent an der University of Buffalo angeboten. Noch später, von 1964 bis zu seiner Emeritierung 1973 im Alter von 69 Jahren, war er Professor für Klinische Psychiatrie an der nun umbenannten University of New York at Buffalo.

Im Anschluss an seine Ausbildung als Psychoanalytiker war er nicht nur therapeutisch, sondern auch wissenschaftlich tätig. Er besuchte regelmäßig Fachkonferenzen und publizierte ausführlich. Zu seinen bekanntesten Werken gehört die 1977 veröffentlichte Arbeit „Dilemma of Human Identity“, die eine Fortschreibung der klassischen Psychoanalyse unter Einbezug gesellschaftlicher Entwicklungen darstellt.

Sein Verhältnis zu seinem Aufnahmeland USA war von Dankbarkeit, aber auch von Skepsis gegenüber den gesellschaftlichen Entwicklungen bestimmt. Diese Skepsis, die ihn zu einer eher pessimistischen Weltsicht führte, basierte auf drei miteinander zusammenhängenden Aspekten:

Grundlegend für seine Analyse ist seine Perspektive auf die – für ihn verhängnisvolle – Macht der Technik, die sich der Kontrolle durch ihren menschlichen Schöpfer entzogen und eine Eigendynamik entwickelt hat.

Dies geschieht, zweitens, in einer sich rapide modernisierenden Gesellschaft, die das „richtige“ Verhältnis zu den Individuen, durch die sie ja allererst konstituiert wird, verloren hat. Verstärkt wird dieses Gefühl durch die „weltweite“ Rebellion der Jugendlichen in den 1960er- und 1970er-Jahren, die er zugleich verständnis- wie sorgenvoll kommentiert.

Die moderne westliche Gesellschaft kreiert aber nicht nur interne Spannungen, sondern sie setzt sich auch, drittens, in eine besondere Beziehung zu den weniger entwickelten Gesellschaften, was im Briefwechsel mit seinem nach Palästina/Israel emigrierten Bruder Erwin immer wieder zur Sprache kommt, wobei Israel für Heinz Lichtenstein nur ein prominentes Beispiel für generelle Konflikte ist, die das Resultat eines Modernitätsunterschieds bzw. „Modernitäts-Rückstands“ darstellen.

Schon früh schreibt er seinem Bruder:

„Nichts wünschte ich mir so, als mal eine Weile vollkommen entfernt von der gewohnten Umgebung und der gewohnten Arbeit zu sein. Es ist für mich beinahe unmöglich in der Angebundenheit des Berufslebens meine Gedanken zu sammeln, und ich brauche nicht nur – und dasselbe gilt für uns alle – Ferien von der Umgebung, sondern auch ‚Ferien vom Ich‘. Aber das ist leider unmöglich. So wie das Leben heute ist, gleichen wir alle mehr oder weniger dem Sisyphus der Mythologie. Man muss arbeiten, um zu verdienen, und es ist unmöglich, so viel zu verdienen, dass man sich einen langen Aufenthalt irgendwo leisten kann – lang genug, um in der verfügbaren Zeit etwas Konstruktives zu tun. [...] Meine eigene Situation: Wie es in ‚Alice in Wonderland‘ heißt, man muss dauernd rennen, um an derselben Stelle zu bleiben.“⁴

Unter der Überschrift zum „Charakter unserer Zeit“ fasst er seine Überlegungen annähernd 20 Jahre später noch einmal zusammen und verweist auf die fundamentale, anthropologische „Ort- und Haltlosigkeit“ des modernen Menschen. Eine Analyse, die sicher auch heute noch ihre Gültigkeit hat.



Heinz Lichtenstein in den 1950er-Jahren (Foto: Ursula Mandelstam)

„Es passieren dauernd so viele Dinge, die einen halb betäuben, weil man ihre Folgen nicht absehen kann, man lebt mit dem Gefühl, dass jeden Tag etwas Unerwartetes und Devastierendes geschehen könnte, dass man halb benommen von einem Tag zum anderen, von einer Woche zur nächsten taumelt. [... Ich finde] es außerordentlich verwirrend, dass im Grunde niemand eine klare Antwort hat, was für Schritte man nehmen soll, um die ökonomischen, politischen und persönlichen Probleme zu lösen. Ich lese einige Zeitungen, einige ‚intellektuelle Magazine‘, höre mir einige als intelligent geltende Radiokommentatoren an, manches mal auch ‚Fachleute‘ – jeder sagt etwas anderes, oftmals das Gegenteil von dem, was vorher behauptet wurde, und der Erfolg ist, dass man schwindlig wird, und nur das eine sichere Gefühl hat, dass keiner eine Antwort auf die Probleme unserer heutigen Zeit hat, dass wir plötzlich in einer Welt leben, wie die Astronauts auf dem Mond, wo es keine Schwerkraft mehr gibt, und man nicht mehr weiß, was unten und was oben ist.“¹⁵

Anmerkungen

- 1 Bei dem hier abgedruckten Text handelt es sich um einen Auszug aus der Publikation Detlef Garz, Nicole Walter (Hg.): *Emigrationserfahrungen eines Psychoanalytikers. Heinz Lichtenstein alias Martin Andermann*. Leverkusen-Opladen 2023. Wir danken dem Verlag Barbara Budrich für die Genehmigung des Teilabdrucks.
- 2 Vgl. Detlef Garz: *Von den Nazis vertrieben. Autobiographien von Emigrantinnen und Emigranten*. Das wissenschaftliche Preisausschreiben der Harvard Universität aus dem Jahr 1949, Opladen 2021. Vgl. auch das Heidelberger Projekt von Kilian Schultes: „Heidelberg 1933 – Harvard 1940“ – Ein E-Learning-Projekt von Studierenden für Studierende. In: Daniel Burckhardt, Rüdiger Hohls, Claudia Prinz (Hgg.): *Geschichte im Netz: Praxis, Chancen, Visionen*. Beiträge der Tagung hist. 2006, Teilband II (Historisches Forum 10), Berlin 2007. Der Beitrag einer anderen Teilnehmerin des Preisausschreibens ist 2002 erschienen im Jahrbuch des Heidelberger Geschichtsvereins: Norbert Giovannini, Petra Nellen: „Nacht über Heidelberg.“ Eine Heidelberger Studentin im Nationalsozialismus. Zu Barbara Sevins unveröffentlichter Autobiographie, in: *Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt* 6, 2002, S. 219–240.
- 3 Heinz Lichtenstein kam zu dieser Zeit von einem längeren Erholungsurlaub in der Schweiz nach Deutschland zurück.
- 4 Brief vom 12.11.1955, 0166. The Central Archives for the History of the Jewish People Jerusalem (CAHJP): P170/320 Correspondence Lichtenstein Heinz.
- 5 Ebd., Brief vom 3.2.1975, 0446.